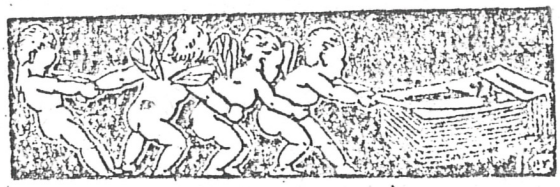
3631 08.02.1928 Mi

A:

V: Die Harfe



Abreißkalender.

Auf einmal klang in das Streichen und Blasen im Orchester etwas wie melodischer Tropfenfall in einer Feengrotte. Das war die Harfe. Alles hob sich und streckte die Hälse, um zu sehen, von wo dies Märchenklingen ausging.

Wo Mignon ist, muß ein Harfner sein. Es war am Montag Abend eine Harfnerin. Ein junges Mädchen lehnte seinen Bubikopf an die Harfe und nahm sie in seine Arme und seine Finger liefen über die Saiten, wie Spinnenbeinchen über die Fäden des Netzes. Daraus wurde das Klingen. Ganz entfernt dachte man an ein Klavier. Aber diese Töne verhielten sich zu Klaviertönen, wie Seelen zu Körpern, wie selig Erlöste zu Erdgebundenen.

Nur viel zu wenig und zu selten hörten wir am Montag die Harfe. Sie ist ein Königskind und macht sich rar.

Wenn heute oder morgen die junge Harfnerin, die mit den Lüttichern gekommen war, ein Konzert hier gäbe, würde von allen Theaterbesuchern von Montag und gestern kaum einer fehlen.

Die Harfe spielt eine Rolle in der Kindheit eines jeden von uns. Sie gehörte in der Bibel zu dem König David. Das Bild ist latent noch auf unserer Netzhaut und braucht durch Erinnerung nur herausentwickelt zu werden. Da tanzt er schon mit der Harfe im Arm vor der Bundeslade einher. Das müßte er sich heute versagen. Die Harfe, die die junge Dame aus Lüttich spielte, war kein Instrument zum Umhängen. Aber schön war sie, so schön, wie die des Königs David, obgleich das Gold an dieser sicher schwerer war, als an der von Lüttich. Nach den Funden in Tut-ank-Amons Grab darf man das wohl vermuten.

Die Harfe ist das konstruktivste aller Musikinstrumente. Vergleichen Sie damit eine Posaune, eine Ziehharmonika, ein Klavier, eine Orgel: überall drängt sich das Nützlichkeitsprinzip auf; bei der Harfe ist der Adel der Linien Trumpf. Man sieht ihr den Klang förmlich an. Man empfindet die edle Geschwungenheit ihrer Formen, das Crescendo und Decrescendo in der Saitenanordnung, das Unisono der parallelen Linien als Musik. Und ein Schimmer und ein Glanz sind um sie, eine Monumentalität, ein heiterer Ernst, eine imponierende Seltenheit. An ihr wird der malerische Ausdruck wahr, der anderswo vor lauter Unwahrheit Karikatur geworden ist: „In die Saiten greifen.“ Wenn seinerzeit der deutsche Kaiser in seinen zu vielen Reden davon sprach, daß er vielleicht genötigt sein würde, das Schwert zu ziehen, so war das auch eine von den unzähligen Redensarten, die als Wörterhülle verschwundener Tatsächlichkeiten wegen ihrer Anschaulichkeit noch heute beliebt sind. Niemand zieht heute mehr das Schwert, und niemand greift heute mehr in die Saiten. Nur die Harfe ist aus jener Märchenzeit geblieben, wo es zwischen Hand und Saite weder Taste noch Hämmerchen gab, keinen Umweg und Stromverlust. Aus der Vormaschinenzeit, in der die Materie noch näher am Hirn und Herzen des Künstlers vibrierte. Aus der Zeit der Handarbeit, der Unmittelbarkeit, des Dämons, des Müssens. Aus der Zeit, wo es noch kein „auch“ und keine Massenzüchtung gab. Wo der Drang nach dem Höchsten im Individuum lag, nicht im äußern Zwang zum Verdienen und im künstlichen Streberdrang nach der Front.

Mercredi 8.2.1928